
Die Beilegung von interkulturellen Konflikten

Das „neue“ Südafrika als Fallbeispiel

Lawrence Schlemmer

Eine Welt in ständiger Spannung

Nach einer Schätzung von Walker Connor waren in den achtziger Jahren fast die Hälfte der unabhängigen Länder in ihrer jüngsten Vergangenheit mit ethnisch motivierten Unstimmigkeiten konfrontiert.¹ Seitdem haben sich Zahl und Reichweite der ethnischen Konflikte eher noch gesteigert. Michael Hughey fasst die Lage wie folgt zusammen: „... heute ist der Kommunismus fast tot und der Liberalismus siecht dahin, während der alte ethnisch-rassische Tribalismus zusammen mit verschiedenen jüngst erfundenen Varianten offenbar unsere Illusion von einer rational zu verwaltenden Welt überall durchbricht ... und die individualistischen Überzeugungen des westlichen Liberalismus vor neue, gruppenbedingte Herausforderungen stellt“.² Die Herausforderung, die dieses Wiederaufleben von Dissonanzen zwischen Gemeinschaften für den Frieden und die Entwicklung darstellt, ist zumindest von gleichem Stellenwert wie die der Armut und Ungleichheit und sogar noch gravierender als die Klassenkämpfe Anfang bis Mitte des 20. Jahrhunderts.

Entscheidend ist jedoch, dass die von ethnischen und religiösen Konflikten entfesselten zerstörerischen Energien nationale Grenzen überspringen und zu Kristallisationspunkten für schwere zwischenstaatliche Machtkämpfe werden könnten. Die ethnisch-religiösen Krisen, die sich zur

Zeit im Irak, zwischen Israel und Palästina, in Nordindien, in den Staaten an der Südgrenze Russlands, in Afghanistan, im Sudan (Darfur), in Somalia, in Teilen Indonesiens, auf den Philippinen und anderswo abspielen, sind ideologisch miteinander verwoben. In den USA sowie in der wachsenden Europäischen Union führen sie zu Resonanzen, aus denen internationale Bruchlinien entstehen könnten, wie wir sie zuletzt im Ost-West-Konflikt und im Kalten Krieg gesehen haben. Überall auf der Welt ist die Art, in der diese Konflikte beigelegt werden, viel zu oft nur zerbrechliches Stückwerk und allzu selten Vertrauen erweckend. Die Suche nach konstruktiven Lösungen beschäftigt religiöse Organisationen genauso wie die internationale Diplomatie und die Führung der einzelnen Nationalstaaten.

Die Identität einer Gemeinschaft: schwer zu fassen und verschwommen

Kulturell, rassistisch oder religiös bedingte Spannungen haben im Allgemeinen bestimmte Grundlagen gemeinsam und ähneln der Feindschaft zwischen ethnischen Gruppen. Die Ursachen dieser Probleme sind komplexer und schwerer zu fassen als relativ einfache Interessen- und Klassengegensätze, obwohl letztere ebenfalls oft in ethnische Konflikte eingebettet sind. Wir müssen uns ins Gedächtnis rufen, wie komplex ethnisch-religiöse Identitäten und Konflikte sein können.

Oft wird gesagt, dass bei der Beilegung von Wirtschafts- und Klassenkonflikten in jedem Fall zumindest die Möglichkeit eines Ausgleichs oder eines quantitativen Kompromisses besteht. Einkommens- oder Wohlstandsunterschiede lassen sich durch staatliche Eingriffe oder Verhandlungen zwischen den Parteien mildern. In einem Konflikt zwischen Gemeinschaften sind jedoch die wesentlichen Differenzen

nicht gradueller, sondern kategorischer Natur und deswegen weniger verhandelbar. Außerdem sind Gegensätze zwischen Gemeinschaften gewöhnlich mit historischer Symbolik überfrachtet und nicht nur mit Unterschieden in den jeweiligen Lebensbedingungen verbunden, sondern auch mit Selbstwertgefühl, Ehre, Würde, Stolz und einer Vorstellung vom Wert des Menschen. Für die Betroffenen gehören sie damit zum Innersten ihrer persönlichen Identität.

Trotz der unbezweifelbaren Macht kommunaler Identitäten sollte mittlerweile klar sein, dass sie nicht von ihrem Wesen her „ursprünglich“, immanent oder unvermeidlich sind. Gelegentlich wurden schon ethnische und sogar religiöse Identitäten gemeinschaftlich erfunden, wiederbelebt oder mobilisiert, um bei Rivalitäten oder Machtkämpfen zwischen einzelnen Gruppen für Solidarität und Selbstvertrauen zu sorgen. Auch in ihrer Bedeutung bestehen große Unterschiede. Für einzelne Mitglieder einer Gruppe kann die Identität der Gemeinschaft nicht mehr bedeuten als eine Trivialität oder ein interessanter Aspekt der eigenen Kultur und Lebensart. Andere Mitglieder derselben Gruppe wiederum sind bereit, für dieselbe Sache zu sterben oder zu morden.

Trotz ihrer Unbeständigkeit kann eine Gemeinschaftsidentität sehr leicht von Führern stimuliert oder mobilisiert werden, die auf der Suche nach loyalen und entschlossenen Anhängern sind. Rasse, ethnische Zugehörigkeit oder imaginäre Blutsbande sind vielleicht oft nur Phantasiegebilde, und vielleicht haben auch die meisten Religionen viel gemeinsam, aber wenn in einem Kampf um das Überleben einer Gruppe, um materiellen und gesellschaftlichen Status oder um die politische Macht erst einmal bestimmte Attribute mobilisiert sind, können sie je nach den herrschenden Umständen Heldentum, Engagement, Opferbereitschaft oder Brutalität hervorrufen. Selbst progressive Intellektuelle und kosmopolitische Zyniker müssen heute eingestehen, dass die Identifizierung mit einer Gruppe und die Loyalität

zu einer Gemeinschaft zutiefst in der menschlichen Natur angelegt ist. George de Vos und Lola Romanucci-Ross drücken es so aus: „Letztendlich bedeutet Ethnizität gesellschaftliche Loyalität und existenzielle Sinngebung, die sich auf das menschliche Bedürfnis nach dauerhafter Zugehörigkeit gründet ... Die Ethnizität bietet den Menschen in ihrem tiefsten Innern ein quasi-religiöses Gefühl der Gruppenzugehörigkeit, das Kontinuität und Sinn stiftet“.³

Im Wesentlichen leitet sich also die allgemeine Bereitschaft zu gemeinschaftlichen Bindungen von der elementaren Tatsache des menschlichen Selbstbewusstseins und dem daraus folgenden Bedürfnis nach einer relativen Selbstbewertung ab. De Vos und Romanucci-Ross führen es nach Theodore Schwartz auf „... das kognitive Bedürfnis des Menschen nach Kategorisierung“ (S. 350) zurück. Dieses Bedürfnis ist an sich weder gut noch schlecht, weder friedfertig noch feindselig, sondern einfach eine Veranlagung, die viele verschiedene Formen annehmen kann. Da diese Neigung jedoch mit dem Selbstbewusstsein verbunden ist, besteht häufig eine Beziehung zum Stolz und damit zu nur allzu gefährlichen Vorstellungen von Überlegenheit oder Unterlegenheit. Es wäre nutzlos und illusorisch anzunehmen, dass eine bestimmte Population durch technische oder pädagogische Mittel von derartigen Denkweisen befreit werden kann. Sie müssen ernst genommen, respektiert und soweit wie möglich gelenkt werden.

Daraus folgt, dass es nur selten einfache „Lösungen“ für Spannungen oder Streitigkeiten zwischen Gemeinschaften gibt. Unbelehrbarkeit ist an der Tagesordnung, und erfolgreiche Appelle an Fairness, Gerechtigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung sind selten. Menschen kämpfen für ihre Identität und den Stolz ihrer Gruppe, wie substanzlos oder weit hergeholt diese Gründe auch sein mögen. Außerdem gleicht kein ethnisch, rassistisch oder religiös bedingter Konflikt dem anderen, und deshalb sind Standard-

appelle an die Moral wie auch verfassungsrechtliche Regelungen oft so beklagenswert wirkungslos.

Eine bemerkenswerte Ausnahme?

Anscheinend gibt es Ausnahmen. Ein herausragendes Beispiel für die relativ erfolgreiche Beilegung eines tief verwurzelten Konflikts zwischen Gemeinschaften ist der Wandel Südafrikas zu einer offenen Demokratie in den Jahren von 1989 bis 1994, der oft als Beispiel dafür zitiert wird, dass auch in einer zutiefst gespaltenen Gesellschaft stets die Möglichkeit besteht, die einzelnen Gruppen miteinander zu versöhnen. Zwar trifft dies in mancher Hinsicht zu, aber niemand sollte sich von der Vorstellung täuschen lassen, in Südafrika habe ein „Wunder“ stattgefunden – der Fall Südafrika zeigt auch, wie unermesslich komplex die entsprechenden Prozesse sein können. Bei der Suche nach Lektionen in ethnischer Aussöhnung kann es daher nützlich sein, den Fall Südafrika kurz Revue passieren zu lassen.

Der Wandel Südafrikas: Eine kurze Fallstudie

Apartheid steht für ein fest verwurzelt System rassistischer und ethnischer Unterdrückung und Diskriminierung, das von allen verurteilt wurde. Es schien jeder Kritik und jedem internationalen Druck Widerstand leisten zu können. Es ist deshalb verständlich, dass der Träger des Friedensnobelpreises, Erzbischof Desmond Tutu, anlässlich eines Danksagungsgottesdienstes nach den ersten offenen und demokratischen Wahlen 1994 das Konzept eines „heiligen Bundes“ beschwor, der, wie er es ausdrückte, für „Gottes Regenbogenvolk“, für Schwarze und Weiße gemeinsam eine friedliche Zukunft sichern sollte.⁴

Der Wandel erschien in der Tat überraschend und dramatisch. Nach der Kolonialherrschaft im 17. und 18. Jahrhundert und der allgegenwärtigen Rassendiskriminierung und Rassentrennung danach hielt eine resolute Regierung aus nationalistischen Afrikanern das Land mehr als fünfzig Jahre lang unter der Hegemonie einer weißen Minderheit. Der African National Congress (ANC), die größte nationalistische Bewegung der Afrikaner, die später als Befreiungsbewegung verboten, ins Exil getrieben und unter anderem von der Sowjetunion unterstützt wurde, protestierte und kämpfte seit ihrer Gründung im Jahr 1912 gegen die Vorherrschaft der Weißen, konnte jedoch die Militärmacht des Apartheid-Regimes kaum beeindrucken.

1989/90 jedoch hob die südafrikanische Regierung unter Präsident F. W. de Klerk das ANC-Verbot auf, setzte seinen Führer Nelson Mandela auf freien Fuß und trat mit dem ANC und anderen Parteien in stürmische Verhandlungen über eine neue politische Ordnung ohne Rassendiskriminierung ein. Schließlich einigten sich die Parteien auf eine Übergangsregierung nach dem Mehrheitsprinzip und einen Verfassungsentwurf, der den durch die Apartheid Benachteiligten gleiche Rechte und Wiedergutmachung garantierte. Auf dieses historische Ereignis hin wurde den Führern der beiden für die Einigung verantwortlichen Gruppen, Nelson Mandela und F. W. de Klerk, der Friedensnobelpreis gemeinsam zuerkannt, und die Vereinbarung von Südafrika inspiriert seitdem Friedensinitiativen für festgefahrene Konflikte im Nahen Osten und in Nordirland. Heute gilt Südafrika im Allgemeinen als eine stabile Demokratie mit bislang drei formell freien, fairen und friedlichen allgemeinen Wahlen. Das Ausmaß an rassistisch oder ethnisch bedingter Feindseligkeit, das heute in Südafrika zu finden ist, ist wesentlich geringer als in vielen Großstädten des entwickelten Westens.

Am bemerkenswertesten ist jedoch, dass die eigentlich treibende Kraft der Apartheid, die weißen Afrikaner, dabei

nicht nur ihre Selbstbestimmung, ihren wirtschaftlichen Einfluss und ihre kulturelle Autonomie opferten, sondern auch ihre Sprache, das Afrikaans, das bis dahin eine der beiden Amtssprachen gewesen war. Das war offensichtlich das wahre „Wunder“. Wie ist dieser Wandel zu verstehen?

Die Entwaffnung einer geschlossenen ethnischen Kraft

Auf internationaler Ebene hatte sich der Nationalismus der Afrikaner den Ruf erworben, mit brutaler Entschlossenheit vorzugehen und die internationalen Normen der Gerechtigkeit und Fairness zu missachten. Dieser Nationalismus, der sich in einem jahrhundertlangen Kampf gegen die Kolonialherrschaft herausgebildet hatte, ist tief in der Geschichte verwurzelt. Er geht auf das 17. Jahrhundert zurück, als in der holländischen Kolonie am Kap der Guten Hoffnung holländische und andere Seeleute aus Nordeuropa, die aus dem Kolonialdienst entlassen worden waren und Bauern werden wollten, für mehr Autonomie von der holländischen Ostindienkompanie zu agitieren begannen, die das Gebiet verwaltete. Später schlossen sich ihnen noch Hugenotten an, die aus Frankreich geflohen waren. Im Lauf der Zeit übernahmen diese Siedler eine stark modifizierte Form des Holländischen, die ursprünglich von malaiischen Sklaven als Lingua Franca gesprochen wurde. Damit war Afrikaans als Sprache entstanden, und ein langwieriger Kampf um seine offizielle Anerkennung begann. Der Sprachenstreit verschärfte sich, als die Briten die Herrschaft übernahmen und darauf bestanden, dass in der Verwaltung und im Bildungswesen Englisch gesprochen werden sollte. Nach dem großen Treck ins Landesinnere wurde der Sprachenstreit Teil eines allgemeineren Kampfes um politische Autonomie, der schließlich zum Burenkrieg führte, dem bis dahin kostspieligsten Militäreinsatz der

Geschichte. Nach der knappen Niederlage der Afrikaaner und dem Aufbau der südafrikanischen Union setzte sich der Sprachenstreit fort, bis Afrikaans 1925 offiziell als Amtssprache anerkannt wurde. Danach festigte sich die nationalistische Bewegung der Afrikaaner weiter und expandierte, bis die nationalistischen Parteien 1948 eine absolute Mehrheit in dem weißen Parlament errangen, die sie bis zum Abschluss der Vereinbarung mit dem ANC 1994 behielten.

Angesichts des Zusammenhalts der Afrikaaner und ihrer Leidenschaft für die Selbstbestimmung war die Aussöhnung mit dem ANC tatsächlich fast ein Wunder. Aus der entgegengesetzten Perspektive erscheint die Tatsache, dass die südafrikanischen Schwarzen trotz der jahrzehntelangen systematischen Entfremdung durch die Apartheid-Politik die Aussöhnung der Rassen akzeptierten, vielleicht genauso wundersam. Wie konnten sich zwei Bewegungen, beide etabliert, beide rassistisch polarisiert, die eine ethnisch-nationalistisch, die andere eine frühere Befreiungsbewegung, so schnell auf ein friedliches Zusammenleben einigen?

Aus der Sicht der Schwarzen ist die Antwort einigermaßen einfach: Sie waren nun gleichberechtigte Bürger, das höchste Ziel überhaupt, und außerdem stellten die demographischen Daten sicher, dass sie in einer offenen Demokratie mit Verhältniswahlrecht die Oberhand behalten würden. Auf Seiten der Afrikaaner ist die Antwort komplexer und muss gründlich untersucht werden. Wie konnte eine mobilisierte Volksgruppe ihre Wandlung zu einer relativ einflusslosen Minderheit in einem multikulturellen Staat zulassen? Schließlich hatte sie in ihrer Geschichte viele politische und kulturelle Kämpfe ausgefochten, hatte die damals stärkste Kolonialmacht der Welt fast erfolgreich herausgefordert, hatte einer von ihr selbst entwickelten neuen Sprache Anerkennung in Wissenschaft und Literatur verschafft, war in einer eigenständigen reformierten Kirche

(die drei „Schwester“-Kirchen der holländisch-reformierten Kirche) religiös geeint und hatte in den 80er Jahren über einen Militärapparat verfügt, der in der Rangfolge der Mächtigsten an zehnter Stelle stand.

Die Tatsache, dass die Identität dieser Volksgruppe durch krasse Klassenunterschiede und materielle Privilegien gefördert wurde, macht das Ganze nur noch bemerkenswerter. In diesem Zusammenhang drängt sich das bekannte Zitat von Daniel Bell auf: „Die Ethnizität gewinnt an Einfluss, weil sie Eigeninteressen mit emotionalen Bindungen verbindet ...“⁵ In den 70er Jahren zogen die Einkommen der weißen Afrikaner mit dem der Englisch sprechenden Weißen gleich, die einen Lebensstandard genossen, der dem in Europa vergleichbar war und den der schwarzen Südafrikaner bei weitem übertraf.

Angesichts des Friedens und der Stabilität, die heute in Südafrika an der Oberfläche herrschen, ist all dies doppelt bemerkenswert, wenn man bedenkt, was mit der Afrikaans-Kultur seit der Einigung geschehen ist. Die Zahl der Schulen, in denen nur auf Afrikaans unterrichtet wird, ist um zwei Drittel gesunken. Afrikaans ist heute eine von elf Amtssprachen und wird in der Verwaltung, in der fast ausschließlich Englisch gesprochen wird, kaum noch verwendet. Dutzende Städte haben ihren von Afrikaans-sprechenden Pionieren stammenden Namen geändert, in der Polizei und den Streitkräften Südafrikas darf Afrikaans nicht mehr zur Verständigung verwendet werden, der Afrikaans-Kanal im südafrikanischen Fernsehen besteht nicht mehr, Afrikaans ist in allen sechs früher Afrikaans sprechenden Universitäten stark bedroht, und aus den technischen Universitäten und Hochschulen ist es ganz verschwunden. Afrikaans wurde zum Rückzug in den Privatbereich gezwungen.

Auch politische Fragen stellen sich. Warum forderten die Afrikaner nicht einmal einen kleinen Teil des Staats-

gebiets, den sie als Enklave – wie Israel – oder als autonomen Bereich innerhalb eines Bundesstaates oder eines Staatenbundes nutzen konnten, wie Flandern, Quebec oder ein Kanton in der Schweiz? Warum spielten sie nicht einfach auf Zeit, obwohl sie damit das gleiche Ergebnis riskiert hätten wie bei vielen anderen gravierenden ethnischen Auseinandersetzungen – ständige Unruhen oder schwelende Konflikte, wie man sie mehr oder weniger auch in Palästina, Sri Lanka, dem Osten der Türkei, dem alten Irak und an unzähligen anderen Orten beobachten kann?

Einflussfaktoren des südafrikanischen „Wunders“

Bei näherer Betrachtung verliert die südafrikanische Vereinbarung viel von dem, was sie als Wunder auszeichnet. Die Historiker Davenport und Saunders haben den Übergangsprozess in Südafrika als „verfahrenes Wunder“ bezeichnet.⁶ Die Einflussfaktoren des Prozesses, eine Kombination von Einzelereignissen und Pressionen einerseits und eher unterschwelligem, subtilen Abläufen und Haltungen andererseits, sind verwickelt und komplex genug, um eine Abhandlung in Buchlänge zu rechtfertigen. Der folgende kurze Überblick über die Dynamik des Wandels ist bei weitem nicht vollständig, illustriert aber seine Komplexität:

- *Zeitliche Abstimmung und „konstruktive Heimlichkeiten“*: Vor dem endgültigen Abschluss der Vereinbarung hielt de Klerk das versprochene Referendum unter den Weißen, das aber von seiner Organisation her inhaltslos war, denn es stellte einfach die Frage, ob die Wähler „... die Fortsetzung des Reformprozesses ... mit dem Ziel der Erarbeitung einer neuen Verfassung ... auf dem Verhandlungsweg“ befürworteten oder nicht. Unter der klaren Mehrheit der Afrikaner, die der Verein-

barung zustimmten, rechneten wenige auch nur im Entferntesten damit, als Gruppe ihre Macht und ihre Sprache aufgeben zu müssen. Sie wollten ihre gewählten politischen Vertreter beim Schutz ihrer Interessen in den Verhandlungen unterstützen, aber ihre Führer konnten aus den verschiedensten Gründen diese Erwartung nicht erfüllen – oder sie hatten nicht den politischen Willen dazu. Die Konsequenzen wurden den Afrikanern erst dann wirklich bewusst, als die Nationalpartei sich aus der Übergangsregierung der „nationalen Einheit“ zurückzog, frustriert durch die andauernde Blockade der ANC-Mehrheit. Zu diesem Zeitpunkt war aber das früher von Weißen beherrschte Sicherheitswesen wie auch die Polizei und das Militär bereits entmachteter, fragmentierter oder abgebaut.

- In der Politik der Heimlichkeiten spielte der ANC ebenfalls eine Rolle. Im Lauf der Verhandlungen gab er sogar vor, dem Vorschlag eines „Volkstaat“ (ein autonomes ethnisches Gebiet) für die Afrikaner mit der Einrichtung einer Kommission zur Festlegung der Einzelheiten Rechnung tragen zu wollen. Der Bericht dieser Volkstaatskommission wurde jedoch geflissentlich ignoriert, eine Tatsache, die ungläubiges Entsetzen bei denen hervorrief, die dem ANC vertraut hatten. Aber dann war der richtige Zeitpunkt schon vorbei, wie bei dem Referendum auch.
- *Der Fall der Berliner Mauer:* Insbesondere die Regierung von P. W. Botha hatte den südafrikanischen Weißen die Vorstellung vermittelt, die wahre Bedrohung bestehe in einem „totalen Ansturm“ des internationalen Kommunismus, der angeblich den Befreiungskampf unterstützte und den ANC manipulierte. Als dann die Sowjetunion zusammenbrach und die Berliner Mauer fiel, waren sehr viele vertrauensselige Afrikaner der Meinung, die Krise sei vorüber, und ließen in ihrer Wachsamkeit nach.

- *Internationales Engagement*: Die wirtschaftlichen Sanktionen, die der Westen gegen Südafrika verhängte, waren hart, wurden aber von Ländern durchgesetzt, die allgemein als fair und unparteiisch galten. Als Nebenwirkung vertieften sie das internationale Engagement in dem Konflikt in Südafrika, was zu einer allseitigen Aufweichung der verhärteten Fronten führte.
- *Verhandlungsspielraum für die Führung durch ausreichendes Vertrauen*: Nach Jahrzehnten unumstrittener Macht und einer recht effizienten Regierungsführung durch die nationalistischen Afrikaaner waren ihre Anhänger effektiv „demobilisiert“ und zu passiven Empfängern der ihnen von der Minderheitsregierung verliehenen Privilegien geworden. Die Basis blieb auch während der Verhandlungen und beim Abschluss der Vereinbarung passiv.
- *Hartes Durchgreifen zur Unterdrückung von Widerständen unter den weißen Militärs*: Während der Verhandlungen übten beide Seiten rücksichtslos Druck aus. Der ANC und seine Verbündeten erhielten ständig ein gewisses Maß an öffentlichen Demonstrationen und Massenversammlungen aufrecht, während auf Seiten der Weißen Präsident de Klerk sich schließlich gezwungen sah, die Goldstone-Kommission zur Untersuchung von destabilisierenden Machenschaften der südafrikanischen Sicherheitskräfte einzusetzen. Obwohl der Bericht der Kommission ohne eindeutiges Ergebnis blieb, ging aus ihm unmissverständlich hervor, dass die Aktivisten beider Seiten verborgene Ziele verfolgten. Einmal bewies de Klerk Mut, indem er unerwartet 23 hochrangige Armeeeoffiziere entließ, die verdächtigt wurden, destabilisierende Aktionen geduldet oder veranlasst zu haben. Damit kam er möglicherweise einem Staatsstreich der Militärs und der politischen Rechten zuvor. Auch General Constand Viljoen, ein äußerst einflussreicher, konser-

- vativer Führer der Afrikaaner, trug entscheidend zum Erfolg der Verhandlungen bei, indem er die Afrikaaner in seiner Einheit davon abhielt, aktiv Widerstand zu leisten.
- *Erfolgreicher Einsatz von Pressuremen durch den ANC:* Die Verhandlungsführer des ANC waren denen der Regierung im Allgemeinen einen Schritt voraus. Der ANC brach zweimal die Verhandlungen ab, wobei er einmal der Regierung mit einer gewissen Berechtigung vorwarf, mit Hilfe von *agents provocateurs* die Gewalt schüren zu wollen. Beim zweiten Mal war der Anlass ein Massaker an 50 Menschen an einem Ort namens Boipatong, wobei sich viel später herausstellte, dass nicht die Tätigkeit von Regierungsagenten, sondern die Rivalität zwischen der Inkatha und dem ANC dafür verantwortlich war. Die Taktik, die Verhandlungen immer wieder abubrechen, erfüllte jedoch durchaus ihren Zweck, nämlich den Druck auf die südafrikanische Regierung zu erhöhen, ähnlich wie die bekannte Strategie, bei Arbeitskämpfen immer neue Streitpunkte hochzuspielen. Durch diese Taktik vergrößerte sich die moralische Unterlegenheit der Regierung, die schließlich gezwungen war, eine Einverständniserklärung mit dem ANC zu unterzeichnen, um die Fortführung der Verhandlungen zu ermöglichen – ein Schritt, der ihren Spielraum für harte Verhandlungen über Gruppenrechte einschränkte.
 - *Die südafrikanische Verfassung:* Seitdem die Regierung weiße Grundbesitzer für Umverteilungs- und Wiedergutmachungszwecke enteignet, sind sich die weißen Südafrikaner ihrer Grundrechte nicht mehr ganz sicher. Trotzdem waren sie noch bis vor kurzem der Meinung, die Verfassung garantiere effektiv die Grundrechte von Minderheiten. Obwohl die Aussagen der Verfassung schon immer insoweit zweideutig waren, als sie auch Maßnahmen zur Wiedergutmachung für früher Benachteiligte und zur aktiven Antidiskriminierung vorsieht,

galt es allgemein als unmöglich, dass die Regierung die vitalen Rechte von Minderheiten unterminieren würde. Nach Ansicht des früheren Präsidenten de Klerk war es sogar die Verfassung, die ihm die besten Argumente dafür lieferte, seine Anhänger von der Vereinbarung zu überzeugen.

Die oben genannten Faktoren sind Beispiele für die Ereignisse und Gegebenheiten, die den Prozess der „Aussöhnung“ direkt beeinflussten. Genauso wichtig für die weiße Bevölkerung waren jedoch auch subtilere Motive und Grundhaltungen, wie zum Beispiel:

- *Frühere Reformen:* Den Weißen wurde es dadurch leichter gemacht, das Ergebnis der Verhandlungen zu akzeptieren, dass die Regierung bereits vor der Präsidentschaft von de Klerk verschiedene gesetzgeberische Reformen durchgeführt hatte. Dazu gehörte die rechtliche Anerkennung unabhängiger schwarzer Gewerkschaften, die Abschaffung der offiziellen Rassenklassifizierung, die Legalisierung von Mischehen und -beziehungen und die Abschaffung von Kontrollmaßnahmen nach dem Gesetz über die Gebietseinteilung, das die Bewegungsfreiheit der Schwarzen genauso einschränkte wie ihr Recht, in so genannten weißen Gebieten zu wohnen, zu arbeiten und Handel zu treiben. Die Weißen wurden also mit dem Leben in einer gemischten Gesellschaft zu einem Zeitpunkt vertraut gemacht, als sie sich noch mit dem Gedanken beruhigen konnten, selbst die Kontrolle über die Regierung auszuüben.
- Auf der Seite der Schwarzen wurden kritische Frustrationen durch die Reformen abgemildert. Es hatte zwar den Anschein, dass sich die Proteste der Schwarzen und ihr Widerstand gegen die Apartheid Ende der achtziger Jahre und sogar noch im Verlauf der Verhandlungen verstärkten, aber diese Demonstrationen und Protestaktionen waren von erwachenden Hoffnungen und Erwartun-

gen genauso bestimmt wie von wachsender Wut und Militanz. Somit bereiteten die Reformen den Weg für die Aussöhnung, eine Tatsache, die Präsident Thabo Mbeki nach dem Tod des früheren Präsidenten P. W. Botha vor kurzem ausdrücklich anerkannte.

- *Die meisten Weißen und Afrikaner gehörten einer „achtbaren Mittelklasse“ an:* Als die Verhandlungen begannen, unterschieden sich die Lebensart und das Sozialethos der Afrikaner weitgehend von den Zeiten des Überlebens- und Kulturkampfes an der Grenze. Sie waren zu ruhigen, höchst „achtbaren“ Bürgern geworden, und für die meisten waren würdelose Proteste oder die aggressive Mobilisierung ihrer Volksgruppe tabu. Zwar gab es rechtsgerichtete Minderheiten, die aggressiv auf ein Wiedererstarken ihrer Kultur hinarbeiteten, aber diese Haltung war nicht gefragt unter der großen Masse der Afrikaner, die der Mittelklasse oder den Kapitalisten angehörten. Der Stolz auf die eigene Volkszugehörigkeit und Kultur wurde fast ausschließlich in der Privatsphäre gepflegt.
- Die Zugehörigkeit zu einer achtbaren Mittelklasse geht unter den Afrikanern einher mit der Tendenz, die staatliche Autorität sehr ernst zu nehmen. Schließlich waren sie im Lauf der Geschichte zwei äußerst mächtigen Kolonialsystemen ausgeliefert, denen sie erfolglos Widerstand leisteten: Holland und England. Aus ihrer Geschichte ist ihnen die Erkenntnis geblieben, dass man die Realität staatlicher Macht zu akzeptieren hat, es sei denn, die eigene Gruppe ist auf einen Konflikt sehr gut vorbereitet. Während seiner jahrzehntelangen rhetorischen Vorbereitungen im Exil hatte sich der ANC das Image einer ideologisch selbstsicheren und entschlossenen Organisation aufgebaut, und innerhalb kürzester Zeit veröffentlichte er ganze Stapel von emphatisch formulierten politischen Richtlinien. Dies nahmen die

Afrikaaner ernst; sie richteten sich nach dem Motto „Gib dem Staate, was des Staates ist“ und versuchten, die eigenen Werte in ihrem Privatleben zu erhalten. Wie die meisten Beobachter rechneten sie nicht damit, dass der neue Apparat bei den alltäglichen Verwaltungsaufgaben und der Umsetzung seiner eigenen Politik versagen könnte. Das selbstsichere ideologische Poltern des ANC trug in den Anfangsphasen der neuen Regierung viel zur Stabilität bei.

- *Vieldeutigkeit und Unbestimmtheit*: Eine weitere Eigenheit des ANC half ebenfalls beim Abschluss der Verhandlungen. Der schwarze Analytiker Aubrey Matshiqi weist darauf hin, dass der ANC während des Befreiungskampfs „mythologisiert“ wurde und seine Führer „... in einer Weise für Moral und soziale Gerechtigkeit standen, die fast messianisch anmutete“.⁷ Dieses noble Image brachte viele dazu, zumindest damit zu rechnen, dass der ANC sich im Umgang mit Minderheiten konsequent fair und ausgewogen verhalten werde. Sie vergaßen dabei, dass der ANC auch noch ein anderes Publikum zufrieden stellen musste, zu dem auch eine Masse ehrgeiziger Aktivisten gehörte, die von ihm aktive Antidiskriminierung, staatliche Pfründe und eine Regierungsführung im afrikanischen Geist erwarteten. Zumindest theoretisch ist der historische Anspruch der Afrikaaner auf eine eigene Staatlichkeit mit dem der weißen Amerikaner und Australier gleichzusetzen; dazu sprechen sie noch eine Sprache, die in Afrika entstanden ist. Andererseits sind sie sich aber voll bewusst, dass sie heute eine Minderheit in einer afrikanischen politischen Kultur bilden, und dass ihre Sprache und ihr kulturelles Erbe offiziell nur noch geduldet sind. Sie können sich noch nicht einmal sicher sein, ob die Regierung sie überhaupt als Afrikaner behandelt, und ob sie afrikanische Bürger erster oder zweiter Klasse sind. Den

beruhigenden Erklärungen der Regierung steht entgegen, dass sie dem Afrikaans immer wieder die Anerkennung als indigene Sprache verweigert und seiner oft als „eurozentrisch“ bezeichneten Kultur feindselig gegenübersteht. Die daraus resultierende Unsicherheit schwächt die ethnische und politische Mobilisierung der Afrikaaner.

- *Ausweitung der politischen Identität:* Im Zusammenhang mit diesem Dilemma steht die Tatsache, dass sich viele Afrikaaner während der Übergangsphase dadurch trösten ließen, dass ihre früheren Feinde und Konkurrenten in Sachen Kultur, die Englisch sprechenden Weißen, mehr oder weniger in demselben Boot saßen und mit ihnen in neu entdeckter politischer Solidarität gegen den afrikanischen Nationalismus angingen. Heute unterstützen die meisten Afrikaaner die Democratic Alliance (DA), eine im Wesentlichen Englisch sprechende, liberale Oppositionspartei. Obwohl bestimmte Elemente im ANC der DA oft vorwerfen, sie sei rassistisch orientiert, ist sie doch nicht wirklich ein Rassenkollektiv, sondern gründet sich eher auf europäische liberale Vorstellungen. Und hier haben wir eine weitere Ursache dafür, warum die Afrikaaner sich unsicher fühlen. Auf der einen Seite sind sie ein südafrikanischer „Stamm“, auf der anderen bilden sie zusammen mit den südafrikanischen Engländern nach der Definition von Louis Hartz⁸ ein kulturelles „Fragment“ des europäischen Kolonialismus. Unter den Afrikaanern führt dies zu noch größerer Unsicherheit über die richtige Reaktion auf den afrikanischen Nationalismus des ANC.
- *Befreiung von einer Schuld:* In Südafrika hatten sich liberale Engländer schon lange wegen der Apartheid schuldig gefühlt. Die holländisch-reformierten Kirchen der Afrikaaner unterstützten zwar öffentlich die Apartheid, konnten aber zu keiner Zeit die soziale und politi-

- sche Unterdrückung mit den Grundsätzen ihres Glaubens in Einklang bringen. Das wiederum war ein wichtiger, wenn auch selten erwähnter Grund dafür, dass sich die Apartheid von den meisten anderen Systemen rassistischer oder ethnischer Unterdrückung dadurch unterschied, dass zu ihr auch eine (wenig überzeugende) Dimension des Altruismus gehörte, die auf die Förderung der politischen Entwicklung und der Autonomie der unterworfenen schwarzen Ethnien abzielte. Alan Paton, der berühmte Autor von „Cry the beloved country“, hat einmal bemerkt, die Apartheid sei sowohl brutal genug für die Reaktionäre als auch altruistisch genug für die kulturellen und religiösen Idealisten gewesen.⁹ Zwar bot der Entwicklungsaspekt der Apartheid nie eine echte Alternative zur Unterdrückung, aber er half den streng kalvinistischen Oberherren über ihre Schuldgefühle hinweg. Sobald jedoch der Überbau der weißen Apartheid-Regierung nicht mehr existierte, verlor die Ideologie der Afrikaner ihren Zusammenhalt aufgrund der theologischen Widersprüche, die immer unter der Oberfläche geschwelt hatten. So stellte zum Beispiel eine 1994 durchgeführte empirische Studie fest, dass bedeutend mehr Afrikaner als weiße Engländer Erzbischof Tutus Vorstellung von einem „Regenbogenbund mit Gott“ zur Einigung der Südafrikaner akzeptierten.¹⁰
- *Die Erosion des ethnischen Zusammenhalts durch die Klassenmobilität:* Ironischerweise wurde der Zusammenhalt der Afrikaner durch Klassenprivilegien unterminiert, die die Mobilität nach oben beschleunigten. Schon in den neunziger Jahren war den meisten Afrikanern, die mittlerweile die Lebensart der Mittelklasse übernommen hatten und aufgrund ihres materiellen Erfolges selbstsicher und individualistisch geworden waren, die Erinnerung an die bedrückende Armut vor dem Zweiten Weltkrieg verloren gegangen. Obwohl ihr eth-

nisches Engagement in der Privatsphäre fort dauerte, benötigten die meisten Afrikaner nicht länger die Unterstützung einer kulturellen Gruppenidentität bei ihrer beruflichen oder geschäftlichen Tätigkeit.

- *Rohstoffe und Privatverbrauch als Antrieb für das Wachstum der Wirtschaft:* Seit Anfang der neunziger Jahre wuchs die südafrikanische Wirtschaft unter dem Einfluss von staatlichen Konsumausgaben, dem Aufholbedürfnis der Mittelklasse und dem Boom im internationalen Rohstoffgeschäft. Die steigende Flut der Wirtschaft machte alles flott, auch die Einkommen der Minderheiten. Wirtschaftliches Wohlergehen macht es viel leichter, den Verlust kultureller Werte und politischer Machtpositionen zu akzeptieren. Die Afrikaner von heute haben viel zu verlieren, und das erklärt unter anderem, warum sie den Status einer machtlosen Minderheit akzeptieren.
- *Neue Optionen für eine kulturelle Minderheit:* Bestärkt durch gute Schulbildung, entdeckt der aufblühende Individualismus der Afrikaner neue Alternativen zur ethnischen Solidarität. Als die Parlamentsmehrheit des ANC im Zeitraum von 1994 bis 2001 von knapp über 60 Prozent auf 70 Prozent wuchs und die Gesetzgebung zur aktiven Antidiskriminierung die Chancen der Weißen immer mehr beschnitt, wurde den Afrikanern klar, was der Status einer permanenten Minderheit wirklich bedeutet. Andererseits waren zu dieser Zeit sowohl Afrikaner als auch andere Weiße in der Lage, ihren Horizont zu erweitern. Von 1991 bis 2004 emigrierten mindestens 800.000 Weiße, fast ein Fünftel, wobei es sich hauptsächlich um Nachwuchsakademiker handelte, die anderswo auf der Welt nach einer Karriere suchen wollten.¹¹ Damit schwand eine potentielle Quelle aggressiver ethnischer Forderungen nach Beschäftigungsgerechtigkeit und Anerkennung der eigenen Verdienste.

- Mit anderen Worten: Es gibt ein Sicherheitsventil für die Afrikaaner und die anderen weißen Minderheiten in Südafrika. Heute leben so viele Afrikaaner in London, Kalifornien, Kanada, Australien, Neuseeland und sogar Dubai, dass sie, wie auch die Libanesen, Chinesen und Inder in vielen Teilen der Welt, die Möglichkeit haben, sich kulturelle Enklaven in fernen Ländern einzurichten.
- *Schwerwiegendere Bedrohungen*: Ethnische Querelen werden von ernsthafteren Bedrohungen überschattet, zu denen hauptsächlich das Gewaltverbrechen zählt. Zwar ist die Kriminalität auch in vielen ausländischen Städten hoch, in die Afrikaaner auswandern, aber in Südafrika sind die Verbrechen unnötig gewalttätig und lebensbedrohlich. Südafrika ist von illegalen Schusswaffen förmlich überschwemmt, und ganz gewöhnliche Einbrüche und Überfälle arten oft zu mörderischen Angriffen aus. Die weißen Südafrikaner geben genauso viel für die Sicherheit ihrer Wohnungen und Geschäfte aus wie der Staat für Überwachungsmaßnahmen. Es ist schwierig, sich über den Erhalt einer Kultur Sorgen zu machen, wenn der Erhalt des eigenen Lebens auf dem Spiel steht.

Eine nicht übertragbare Lösung

Dies sind die Faktoren, die unter anderen zu dem scheinbaren „Wunder“ der Aussöhnung in Südafrika beigetragen haben. Ganz offensichtlich jedoch sind nur wenige von ihnen auf andere ethnische Spannungen und Konflikte anwendbar. Nur selten gehört die ethnische Minderheit in einer Konfliktsituation einer achtbaren Mittelklasse an, die vor würdelosen Konfrontationen zurückschreckt und viel zu verlieren hätte, wenn es zu gesellschaftlichen Unruhen käme. Nur selten sind solche Minderheiten ausreichend gebildet oder ausgebildet, um das Sicherheitsventil der

Emigration nutzen zu können. Und nur selten sind sie individualistisch und selbstsicher genug, um ohne den Treibanker der gemeinschaftlichen Solidarität auszukommen. Auf jeden Fall aber fühlen sich ethnische Minderheiten nur ganz selten aufgrund ihres früheren Verhaltens soweit schuldig, dass sie bereit sind, signifikante Kompromisse zu akzeptieren.

Darüber hinaus stehen bei ethnischen und religiösen Konflikten oft kategorische, stark polarisierte Identitäten einander gegenüber, anders als die gereifte Ethnizität der Afrikaner, die mit der Englisch sprechenden weißen Minderheit viele Charakterzüge gemeinsam hatte. Kaum eine bedrängte ethnische Minderheit verfügt über den Luxus, mit einer angelsächsischen weißen Mittelklasse gemeinsame Sache machen zu können, die vor Diskriminierung und Verfolgung immer noch weitgehend sicher ist. Auch geschieht es in einer mobilisierten Gemeinschaft nicht oft, dass sich die ethnische Identität so verwischt wie bei den Afrikanern. Die meisten Gruppen, die in einen ethnischen Konflikt verwickelt sind, fühlen sich bedrängt, verhalten sich äußerst misstrauisch und geben ihren Führern kaum Spielraum für Kompromisse. Deswegen ist es auch wenig wahrscheinlich, dass sie sich von einer Strategie der Heimlichkeit täuschen lassen würden, wie sie sowohl die südafrikanische Regierung als auch der ANC praktizierte. Noch ungewöhnlicher ist es, wenn der Führer einer mobilisierten Volksgruppe in der Lage ist, gegen die eigenen starken Männer in Uniform vorzugehen.

Offene ethnische Konflikte brechen häufig in Staaten aus, deren Regierung nicht in demselben Maß anerkannt oder legitimiert ist, wie es bei der neuen südafrikanischen Regierung anfangs der Fall zu sein schien. Und nur selten sieht sich eine ethnische Gruppe mit einer Befreiungsbewegung konfrontiert, die zu Anfang des Einigungsprozesses von einem moralischen Heiligenschein umgeben scheint.

Es gibt kaum einen Fall, in dem die Demobilisierung einer Volksgruppe so heimlich und mit so viel Beifall der Weltöffentlichkeit durchgeführt wurde wie der Übergang Südafrikas zu einem offenen politischen System. In gewissem Sinne hat die südafrikanische Lösung auch gezeigt, dass die Apartheid gegen Ende ihrer Hegemonialherrschaft nicht so hart war wie ihr Ruf. Zahlreiche Reformen waren bereits durchgeführt worden, und die Zahl der von der Apartheid verursachten Todesfälle rechnete sich in Tausenden und nicht, wie bei anderen ethnischen oder religiösen Konflikten, in Hunderttausenden oder gar Millionen.

Außerdem können ethnische Spannungen nur selten durch ein schnelles Wachstum der Wirtschaft abgebaut werden. Des Weiteren lassen sich neue Eliten nur selten durch eine Stärkung ihrer Wirtschaftskraft von ihren Forderungen abbringen; eine sehr effektive Strategie der Regierung bestand darin, die Wirtschaft durch Zwang und gutes Zureden dahin zu bringen, Schwarze bei der Gründung von Unternehmen zu unterstützen. Und schließlich kann dem Konkurrenzkampf unter ethnischen Klassen nur selten dadurch die Spitze genommen werden, dass durch die massive Auswanderung einer konkurrierenden Klasse Raum geschaffen wird. Nur wenige interkulturelle Spannungen bieten die Möglichkeit, Populationen auf diese Weise abzufedern. Kurz gesagt: Das südafrikanische „Wunder“ ist nicht allgemein übertragbar.

Welche Lehren können wir ziehen?

Trotzdem hat das südafrikanische Beispiel einige Lehren für die Welt zu bieten. Ganz allgemein zeigt es, wie wichtig es ist, einen Konflikt und die in ihn verwickelten politischen Kulturen bis auf die kleinsten Einzelheiten zu untersuchen. Hinter scheinbaren Subtilitäten können sich oft potentielle Lösungen verbergen.

Im Einzelnen ist es hilfreich, Verhandlungen über eine formelle Verfassung anzubahnen; eine Verfassung wirkt zumindest anfangs überzeugend, und sie bietet einen Ansatzpunkt für Debatten, die konstruktiver sind als heillose Rangeleien zwischen Volksgruppen. Weiterhin ist es wichtig, bei Konflikten für mehr internationales Engagement zu sorgen. Natürlich kann sich ein solches Engagement – wie im Irak – als Bumerang erweisen, aber im allgemeinen bessert sich das Verhalten konkurrierender Volksgruppen, wenn die Diplomatie auf höchster Ebene aktiv wird und die internationale Gemeinschaft sich für Hilfsprojekte einsetzt. Am wichtigsten ist es jedoch, kleinere Reformen zu fördern, durch die die Lage selbst dann entspannt werden kann, wenn sich der zentrale Konflikt als unlösbar erweist. Je mehr dieser Reformen durchgeführt werden, desto geringer wird die Distanz, die die am Konflikt beteiligten Gruppen bei Kompromissen überbrücken müssen.

Schließlich erinnert uns das Beispiel Südafrikas wieder einmal daran, dass ehrliches religiöses Engagement in einem Konflikt Brücken baut. Kirchen und andere religiöse Organisationen müssen jedoch zusammenarbeiten, wenn es gilt, militante religiöse Bewegungen zu isolieren und gleichzeitig zu beeinflussen. Die Internationale der reformierten Kirchen, der Weltkirchenrat und die Glaubensgemeinschaft im allgemeinen hielten selbst dann Kontakt mit der holländisch-reformierten Kirche in Südafrika, als sie noch ein Eckpfeiler der Apartheid war. Durch diesen Einfluss weitete sich allmählich der Horizont der Landeskirchen, wobei deren Verurteilung weit weniger Wirkung zeigte als mitfühlendes Engagement. Schließlich wandelte sich die holländisch-reformierte Kirche soweit, dass sogar bedeutende Führer der Afrikaaner-Kirche sich dem Traum von einem „Regenbogenvolk Gottes“ anschlossen.

Anmerkungen

¹ *Walker Connor*: The national question in Marxist-Leninist theory and strategy, Princeton University Press, 1984.

² Michael W. Hughey (Hrsg.): Einleitung. In: *New tribalisms: The resurgence of race and ethnicity*, New York University Press, 1998, S. 1.

³ *Lola Romanucci-Ross / George de Vos*: Walnut Creek, Ultramira Press (Sage) 1995, S. 350.

⁴ Zum Kontext siehe *Desmond Tutu*: The rainbow people of God, London 1995.

⁵ *Daniel Bell*: Ethnicity and social change. In: Nathan Glazer / Daniel P. Moynihan (Hrsg.): *Ethnicity: theory and experience*, Harvard University Press 1975, S. 169.

⁶ *Rodney Davenport / Christopher Saunders*: South Africa: a modern history, Macmillan, Houndmills/London 2000, S. 564.

⁷ *Aubrey Matshiqi*: Battle for an ANC adrift between reality and myth. In: *Business Day*, 10. November 2006.

⁸ *Louis Hartz*: The founding of new societies, Harcourt Brace & World, New York 1964.

⁹ *Alan Paton*: persönliche Mitteilung.

¹⁰ *Helga Dickow*: Das Regenbogenvolk: Die Entstehung einer neuen Civil Religion in Südafrika, Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 1996.

¹¹ Siehe *South African Institute of Race Relations*: Fast facts: Blight and flight in South Africa's population, Johannesburg, November 2006.